

Vorwort

Zwei Menschen lernen sich kennen. Schnell ist klar, dass beide sich zueinander hingezogen fühlen. Bei einer passenden Gelegenheit offenbart der eine Mensch dem anderen: »Ich möchte sexuelle und emotionale Exklusivität mit Dir vereinbaren!«

Was ist an diesem Szenario seltsam? Zugegeben, die Wortwahl könnte romantischer sein, doch im Grunde handelt es sich nur um die Übersetzung von Sätzen wie »Willst Du mit mir gehen?« in Klartext. Aber gerade dadurch, dass ausgesprochen wird, was eigentlich als selbstverständlich gilt, verändert die Mitteilung ihre Bedeutung. Es klingt beinahe, als stünde nicht nur zur Wahl, ob man eine Liebesbeziehung eingeht, sondern auch, ob diese Beziehung monogam sein soll.

Nichtsdestotrotz kann man sich einigermaßen vorstellen, dass ein solcher Antrag mit Aussicht auf Erfolg vorgebracht werden könnte. Es ist seltsam, explizit nach Exklusivität zu fragen, aber geäußert wird ein ganz normaler Wunsch, der für gewöhnlich als Liebesbekundung angesehen wird. Was aber, wenn unser liebender Mensch sagte: »Ich möchte eine verbindliche, dauerhafte Beziehung mit dir führen. Aber ich will dir nicht verbieten, mit anderen

Sex zu haben oder andere zu lieben, und ich sehe auch keinen Sinn darin, mich selbst einem derartigen Verbot zu unterwerfen. Denn sich von allen anderen zu trennen, ist etwas anderes, als sich an jemanden zu binden.« Dieser Mensch begäbe sich in eine wesentlich schwierigere Position. Die Chancen stünden gut, mit diesem Antrag die im Entstehen begriffene Liebesbeziehung wenn nicht einem vorzeitigen Ende, so doch zumindest einer ersten ernsthaften Krise zuzuführen.

Das erste Szenario illustriert, dass Monogamie als Selbstverständlichkeit gilt, dass sie eine feste gesellschaftliche Norm darstellt. Es ist schwierig und riskant, von dieser Norm abzuweichen, schon allein, weil sie so fest etabliert ist. Dies veranschaulicht das zweite Szenario. Es steht uns zwar im Prinzip frei, nichtmonogame Beziehungen zu führen. Wir verstoßen damit gegen kein Gesetz, es ist unser gutes Recht. Aber tatsächlich gilt Monogamie nicht als eine von mehreren gleichberechtigten Alternativen, sondern als eine Art sozialer Naturzustand. Wenn man sich auf eine feste Liebesbeziehung einlässt, ohne irgendetwas zu vereinbaren, darf man wie selbstverständlich davon ausgehen, dass der Partner oder die Partnerin sexuelle und emotionale Exklusivität wahrt und dies auch von einem selbst erwartet. Das

allerdings widerspricht dem aufgeklärten und liberalen Selbstbild unserer Gesellschaft, in der angeblich jeder Mensch sein Privatleben nach seinen ganz individuellen Vorlieben gestalten kann.

Die vorliegende Streitschrift richtet sich an Menschen, die grundsätzlich die Ansicht teilen, dass dieser Zustand nicht ideal ist. Und das sollten eigentlich selbst diejenigen anerkennen, die von der Monogamie voll und ganz überzeugt sind. Denn das Problem, auf das ich hier hinweise, besteht nicht darin, dass so viele sich für Monogamie entscheiden. Es besteht umgekehrt darin, dass *so wenige* es tun. Es ist nicht üblich, überhaupt ein Beziehungsmodell zu wählen, vielmehr wird Monogamie als selbstverständlich vorausgesetzt. Aber wie will man ein Beziehungsmodell erfolgreich praktizieren, wenn man sich nicht einmal klarmacht, worin es eigentlich besteht und aus welchen Gründen man ihm folgt? Und tatsächlich beweist der große Markt für Ratgeberliteratur und Paartherapien, dass hier durchaus Verbesserungsbedarf besteht.

Eine bewusste Entscheidung zu treffen, ja überhaupt zu erkennen, dass es etwas zu entscheiden gibt, setzt ein Bewusstsein von Alternativen voraus. Das ist nicht so trivial, wie es klingt. Das bei weitem verbreitetste Problem beim Nachdenken über

Beziehungsformen besteht in den vielfältigen unreflektierten Selbstverständlichkeiten, welche den Blick auf mögliche Alternativen verstellen und damit auch das Bewusstsein, dass man eine Festlegung vornimmt, eine Entscheidung trifft.

Wie schwer es vielen fällt, sich etwas anderes als Monogamie auch nur vorzustellen, erkennt man schon daran, dass offene Beziehungen allgemein mit Unverbindlichkeit, Beliebigkeit und Unbeständigkeit assoziiert werden. Die Gleichsetzung von dauerhaften, verbindlichen Liebesbeziehungen mit Monogamie ist so tief verankert, dass »feste Beziehung« den gebräuchlichsten Gegenbegriff zu dem der offenen Beziehung darstellt – als handle es sich bei letzterer um eine Option für Leute, die lieber etwas weniger Verbindlichkeit und Nähe wollen und denen eine dauerhafte Perspektive nicht so wichtig ist. In Wirklichkeit gibt es nicht den geringsten Grund zu der Annahme, dass offene Beziehungen grundsätzlich oder auch nur tendenziell weniger fest, verbindlich, intim oder dauerhaft seien als monogame. Offene Beziehungen sind eine echte Alternative zur Monogamie und nicht nur eine Hilfskonstruktion für »MonogamistInnen auf Urlaub«, die sich vorläufig nicht binden, aber deshalb nicht auf regelmäßige Sexual- und Freizeitkontakte verzichten wollen.

Ob eine Beziehung offen oder »geschlossen« bzw. exklusiv ist, ist eine Frage; ob sie fest oder locker ist, eine ganz andere.

Tatsächlich spricht einiges dafür, dass Monogamie, dass allgemein exklusive Beziehungsmodelle nicht der Weisheit letzter Schluss sind. Es gibt triftige Gründe, einen anderen, offenen Umgang mit zwischenmenschlichen Beziehungen zu pflegen oder wenigstens anzustreben.

Vom etablierten monogamen Beziehungsmodell abzuweichen, ist aber ein ehrgeiziges Unterfangen. Niemand ist frei von den Normen und Vorurteilen der Kultur, in der er aufgewachsen ist. Sie prägen nicht nur unser Denken, sondern auch, und hartnäckiger, unser Fühlen. Monogamie bestimmt unsere ganze Perspektive auf intime Beziehungen derart, dass es uns schwerfällt, alternative Beziehungsmodelle überhaupt anders aufzufassen denn als Abwandlungen der Monogamie. Viele Probleme offener Beziehungen rühren dementsprechend daher, dass die Beziehungen nicht offen *genug* sind. Es reicht nicht, aus einem Flickwerk punktueller Kritik an der monogamen Norm ein alternatives Beziehungsmodell zu basteln. Vielmehr geht es darum, eine andere, möglichst offene Perspektive auf das Thema zu eröffnen.

Es gibt viele Bücher, die sich mit Beziehungsführung, auch mit den spezifischen Problemen unkonventioneller, etwa polyamorer Beziehungsformen beschäftigen. Die meisten davon bleiben aber einem Denken und einer Begrifflichkeit verhaftet, welche von monogamen Traditionen bestimmt sind und das Paradigma der Exklusivität daher nicht völlig überwinden können. Ich möchte hier versuchen, diesen Mangel zu beheben, ohne dabei eine spezielle philosophische oder ideologiekritische Denkschule in Anspruch zu nehmen. Ich beziehe mich auch nicht auf jene Vordenkerinnen und Vordenker, die sich bereits seit Jahrhunderten der Kritik der Monogamie und der Entwicklung alternativer Beziehungsmodelle gewidmet haben. Da ich auf begrenztem Raum eine ungewöhnliche Perspektive auf dieses Thema möglichst zusammenhängend und allgemeinverständlich entwickeln will, muss ich mich weitgehend darauf beschränken, meine Position mit allgemein verbreiteten Ansichten zu kontrastieren.

Während mein Text gewissen IdeologiekritikerInnen zu praxisorientiert sein wird, wird er anderen vielleicht ungewöhnlich philosophisch und abstrakt erscheinen. Das Nachdenken über Beziehungen steht klar im Vordergrund, während ich mich weniger mit

der Bewältigung emotionaler Schwierigkeiten beschäftigt. Zur Beziehungsberatung im engeren Sinn existiert umfangreiche, zum Teil sehr gute Literatur. Wie man konkret mit bestimmten emotionalen Problemen umgeht, wie man Schwierigkeiten in der Kommunikation mit geliebten Menschen vermeidet oder löst und vielerlei ähnliche Dinge mehr finden sich dort von berufeneren Autorinnen und Autoren verhandelt. Die meisten dieser Probleme betreffen übrigens MonogamistInnen nicht mehr oder weniger als die VerfechterInnen offener Beziehungen, und daher sind auch die Lösungsvorschläge zu einem großen Teil für alle dieselben. Diese Probleme stehen nicht im Zentrum meines Textes.

Ich gehe stattdessen der meist vernachlässigten Seite des Problems nach, der des Denkens. Denn während es richtig ist, dass man emotionale Probleme nicht allein durch Nachdenken lösen kann, ist es ebenso richtig, dass man sie überhaupt nicht lösen kann, *ohne* zu denken. Entgegen einem weit verbreiteten Vorurteil sind Denken und Fühlen nicht scharf getrennt, geschweige denn, dass sie einander feindlich gegenüberstehen. Vielmehr beruhen unsere Gefühle immer schon auf Gedanken, Meinungen, Interpretationen, und unser Denken wird immer schon von Gefühlen angetrieben und geleitet. Wir

müssen nachdenken, um unsere jeweilige Situation zu verstehen, und ebenso müssen wir nachdenken, um unsere Gefühle zu verstehen.

Nie dagewesene Freiheiten

Niemals zuvor in der Geschichte genossen Menschen so große Freiheiten in Bezug auf ihre Sexualität und ihr Beziehungsleben wie heute in den aufgeklärteren, liberaleren Gesellschaften dieser Erde.

Zwar ist es mit dieser Freiheit in vielerlei Hinsicht nicht so weit her, wie man vielleicht gerne glauben würde. So hat sich Liberalität in unterschiedlichem Ausmaß durchgesetzt; die Provinz etwa ist konservativer als die Großstadt, und noch immer werden vielen Menschen im Zuge einer religiösen Erziehung bleibende geistige und seelische Schäden zugefügt. Tatsächlich aber gilt als Faustregel für alle Milieus, dass Toleranz und Offenheit in der Realität engere und rigidere Grenzen haben, als es dem aufgeklärten Selbstbild unserer Gesellschaft entspricht. Aber immerhin – wir können dies als Missstand kritisieren. Es ist eine unschätzbare Errungenschaft, dass es heute weithin als begründungsbedürftig gilt, die freie Gestaltung

des Privatlebens einzuschränken. Und trotz aller Vorbehalte ist es vielen Millionen Menschen prinzipiell möglich, ihr Privatleben weitgehend nach ihren Vorstellungen zu führen.

Diese Freiheit hat viel mit dem Erbe der Aufklärung zu tun. Die Idee, dass Menschen ihr Leben frei und bewusst gestalten können sollten, ist neu. Jahrtausendlang wurde man in eine ziemlich klar definierte soziale Rolle hineingeboren; die herrschenden Sitten steckten den Rahmen ab, innerhalb dessen ein gewisser Gestaltungsspielraum einzig denkbar war. Die freie Gestaltung des Privatlebens wurzelt ebenso wie etwa die freie Berufswahl in der modernen Idee der Autonomie des Individuums.

Unsere heutige, relativ große Freiheit beruht aber nicht allein auf dieser ideellen Grundlage. Eine Idee mag noch so gut und menschenfreundlich sein, in der Praxis, in ihrer gesellschaftlichen Wirkung findet sie ihre Grenze an dem, was die materiellen Möglichkeiten und die bereits etablierten Lebensformen zulassen. Die »sexuelle Revolution« wäre ohne die Ideen der Aufklärung buchstäblich undenkbar gewesen. Aber *möglich* wurde sie erst durch langfristige sozioökonomische Veränderungen und die Entwicklung zuverlässiger und für die Masse der Bevölkerung erschwinglicher Mittel zur

Empfängnisverhütung und zum Schutz vor Geschlechtskrankheiten.

Der sexuellen Revolution voran ging eine andere, nicht weniger revolutionäre Veränderung, nämlich die Etablierung der Liebesehe. Zwar gab es schon immer die Idee, dass Eheleute aus Neigung und nicht oder nicht nur aus äußerlichen Gründen zusammenfinden können. Aber das war nicht die übliche Form, eine Ehe zu begründen – Ehen wurden im Normalfall nach ökonomischen und sozialen Gesichtspunkten von den Familien arrangiert. Und was die fraglichen Neigungen angeht, so war die Ehe gerade nicht ihr typisches Ziel, sie wurden eher anderen, weniger dauerhaften und verbindlichen Beziehungsformen zugeordnet, die neben der Ehe stets bestanden – meist in einer Form, die Männer gegenüber Frauen deutlich privilegierte. Ohnehin muss die fragliche »Neigung« in anderen Kulturen und Epochen nicht unbedingt viel mit unserer heutigen Vorstellung von romantischer Liebe zu tun haben. In patriarchalen Gesellschaften handelt es sich allzu oft allein um die Neigung des Mannes, welche die Frau, einmal von ihm erobert, überwältigt, gekauft oder geraubt, eben zu erwidern hatte.

Die Ehe war bis zum Anbruch des bürgerlichen Zeitalters vor allem eine Wirtschafts- und Lebens-

gemeinschaft, die mit Liebe in unserem heutigen Sinn nicht viel zu tun hatte. Konservative VerfechterInnen der Monogamie berufen sich heute miteinander auf die Ehe als traditionelle Institution, als historisch bewährte Lebensform und Keimzelle der Gesellschaft, aber zu unrecht: Die traditionelle Ehe ist arrangiert, bereits die auf Freiwilligkeit basierende Liebesehe stellt einen fundamentalen Bruch mit dieser Tradition dar – und nicht erst die sexuelle Freizügigkeit der letzten Jahrzehnte oder die Ablehnung der Monogamie. So enthält die Liebesehe auch bereits den Keim des ganzen »Sittenverfalls« der jüngeren Vergangenheit in sich. Denn letztlich muss eine freiwillig geschlossene Ehe auch freiwillig wieder gelöst werden können; wenn die Ehe auf Liebe beruht, erlischt die Ehe mit der Liebe. Und wenn mit der Liebe die Neigung der Individuen zur Grundlage von Beziehungen erhoben wird, ist es dann noch verwunderlich, dass sich allmählich die Idee Bahn bricht, dass auch andere Neigungen als die eine, große, ewige Liebe ihre Berechtigung haben, mitsamt den ihnen entsprechenden Beziehungsformen?

Die Ehe ist heute eine paradoxe Institution. Sie verspricht Stabilität, Sicherheit und Gemeinschaft bis zum Tode. Aber die Ehe selbst konnte

dies natürlich nur so lange garantieren, wie sie eine Zwangsgemeinschaft war. Soweit die Ehe aber auf Freiwilligkeit beruht, kann sie nicht mehr sein als eine Absichtserklärung der Eheleute und somit auch nicht stabiler als diese Absichten. Die Institution der Ehe kann daher nicht länger den Eheleuten eine Lebensform vorgeben, in welche sie sich wohl oder übel zu fügen haben, sondern die Eheleute müssen ihre Ehe selbst gestalten und aufrechterhalten. Ehe unterscheidet sich somit nicht mehr wesentlich von nichtehelicher Partnerschaft. Die Paradoxie der heutigen Ehe liegt also darin, dass sie ihres traditionellen Zwangscharakters entkleidet ist, aber noch immer um einer Sicherheit willen begehrt wird, die sie in Wahrheit nur durch ihren Zwangscharakter garantieren konnte.

Allgemeiner und unabhängig vom formalen Eheschluss drückt sich diese paradoxe Beziehungsideal im Mythos von der einen, großen, wahren, ewigen Liebe aus. Doch es ist nicht möglich, die Vorzüge der Freiheit mit denen der Unfreiheit zu kombinieren. Niemand will zurück zur äußerlich erzwungenen Stabilität. Partnerschaft soll auf dem freien Willen der Beteiligten beruhen oder auf der Liebe, die sich in diesem Willen ausdrückt. Die ewige Liebe ist ein Mythos, nicht weil Liebe zwangsläufig

fig oder auch nur meistens vergänglich wäre. Sie ist ein Mythos, weil Liebe etwas ist, das die Liebenden selbst aufbringen müssen, und nichts Äußerliches, das beständiger sein könnte als die Gefühle und der Wille der Liebenden.

Wenn Liebe aber etwas ist, was aus uns selbst kommt, müssen wir unsere eigene Liebe erforschen und gestalten, ohne uns dabei von vornherein auf äußere Vorgaben, Traditionen und Institutionen verlassen zu können. Diese überkommenen Muster können uns keine Sicherheit bieten, weil nicht sie, sondern wir unsere Gefühle und unseren Willen hervorbringen. Das heißt nicht, dass unsere Gefühle und unser Wille diesen Mustern widersprechen müssen. Aber wir können auch nicht einfach voraussetzen, dass sie ihnen entsprechen. So oder so sind letztlich wir es, die unsere Beziehungen gestalten. Nur wenn wir diese Entscheidung bewusst selbst treffen, können wir dafür sorgen, dass sie uns, unseren eigenen Gefühlen und Wünschen entsprechen. Deshalb sollten wir unsere Freiheit wahrnehmen und ihr nicht ausweichen. Das heißt aber, dass wir konventionelle Beziehungsformen nicht länger als selbstverständlich ansehen können; wir müssen sie erst einmal in Frage gestellt haben, um sie annehmen oder eben auch ablehnen zu können.

Wir genießen Freiheiten, welche keine Generation vor uns genoss, und wir haben die Möglichkeit, für uns selbst und nachfolgende Generationen Freiheiten zu erringen, die auch heute noch vielen als undenkbar gelten. Wir sind daher mit der Frage konfrontiert, ob diese Freiheiten wünschenswert sind oder nicht, ob sie das Zusammenleben verbessern oder verschlechtern, ob sie mit Liebe und anderen Werten, die wir in zwischenmenschlichen Beziehungen suchen, kollidieren oder diese vielmehr befördern. Man kann wohl erraten, dass ich entschieden die Partei der Freiheit ergreife. Leider vertrete ich damit eine weithin als absonderlich, weltfremd, unpraktikabel und latent unmoralisch geltende Minderheitenposition. Dieser Text ist ihrer Verteidigung gewidmet.

Zweierlei Maß: Monogamie als Norm

Die alte, repressive Sexualmoral ist unwiderruflich unzeitgemäß geworden. Auch die meisten MonogamistInnen verteidigen sie schon lange nicht mehr. Es lässt sich heute einfach nicht mehr plausibel machen, was an freiwilligem, einvernehmlichem Sex zwischen Erwachsenen unmoralisch sein soll. Wenn man sich vor ungewollten Schwangerschaf-

ten und Geschlechtskrankheiten effektiv schützen kann, gibt es keinen Grund mehr, Sexualität als etwas Schädliches, Böses oder sonstwie Negatives anzusehen.

Was aber tritt an die Stelle der alten Muster und Regeln? Tolerant zu sein und andere nicht zu verurteilen, solange sie sich und anderen nicht schaden, ist eine Sache. Die interessantere und schwierigere Frage lautet: Was fange ich selbst mit meiner eigenen Freiheit an? Beide Fragen hängen logisch eng zusammen – Toleranz fordern heißt Freiräume fordern. Angenommen, es steht mir frei, mein Privatleben so zu gestalten, wie ich will. Angenommen, ich muss nicht fürchten, von meiner Familie verstoßen zu werden, meine Freunde, mein Auskommen oder das Sorgerecht für meine Kinder zu verlieren. (Dieser Idealzustand ist, wie gesagt, in Wirklichkeit noch nicht erreicht.) Was fange ich dann an mit dieser Freiheit?

Wenn mir nichts Besseres einfällt, mache ich weiter wie zuvor. Was mir zuvor aufgezwungen wurde, wird nun scheinbar freiwillig von mir fortgesetzt. Aber Freiheit besteht nicht nur in der Abwesenheit äußerer Restriktionen. Vielmehr braucht es auch die Fähigkeit, die äußerlich gegebenen Freiräume zu erkennen, zu gestalten und zu nutzen.

Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird meist unterschätzt. Konventionelle Regeln und Beziehungsmuster verschwinden nicht einfach, nur weil sie uns nicht mehr von außen aufgezwungen werden. Sie wirken vielmehr durch ihren prägenden Einfluss auf unsere Gefühle, Begriffe und Denkmuster fort. Vor allem aber nützt es uns nichts, dass wir eine konventionelle Verhaltensweise jederzeit ablegen »dürfen«, solange wir nicht in der Lage sind, sie mit Alternativen zu vergleichen, durch die wir sie gegebenenfalls ersetzen könnten.

Die meisten Menschen betrachten ihre Vorstellungen davon, wie ihr Privatleben der Form und dem Inhalt nach am besten aussehen sollte, als etwas irgendwie Gegebenes, Selbstverständliches. Wer ein unglückliches Beziehungsleben hat, führt dies in der Regel darauf zurück, den »richtigen« Partner oder die »richtige« Partnerin noch nicht gefunden zu haben, oder vielleicht auch darauf, einfach ein minderwertiger, nicht liebenswürdiger Mensch zu sein. Dass es außer an den Beteiligten auch noch am Beziehungsmodell liegen könnte, wird selten in Betracht gezogen.

Wenn allerdings jemand ein unkonventionelles Beziehungsmodell praktiziert, liegt der Fall ganz anders: Jede einzelne gescheiterte offene Beziehung

»beweist« nicht nur, dass die konkret vorliegende, sondern überhaupt jede Form von nichtexklusiver Liebesbeziehung »nicht funktioniert«. Scheitert dagegen eine monogame Beziehung, oder scheitern Millionen davon, dann spricht das niemals gegen die Monogamie, sondern höchstens gegen die »Beziehungsfähigkeit« der Beteiligten.

In diesem Messen mit zweierlei Maß offenbaren sich die unreflektierten Normen und Vorurteile unserer Gesellschaft. Das konventionelle monogame Beziehungsmodell, wie auch immer es konkret aufgefasst und ausgestaltet werden mag, wird von den meisten Menschen nicht als *ein* Beziehungsmodell neben anderen wahrgenommen, sondern als eine vermeintlich natürliche Gegebenheit. Alles, was davon abweicht, erscheint als Experiment, als etwas Künstliches, Gewolltes. Wenn jemand eine offene Beziehung führt, hat er sich ein Beziehungsmodell *ausgedacht* und sich *entschieden*, es zu praktizieren. Dementsprechend wird er mit der Frage konfrontiert, ob er sich da vielleicht eine Dummheit ausgedacht und sich falsch entschieden hat. Wenn jemand eine konventionelle Beziehung führt, werden ihm diese Fragen nicht gestellt, gerade so, als hätte er gar kein Beziehungsmodell, das zu wählen die falsche Entscheidung sein könnte.

Es gibt Menschen, die ernsthaft behaupten, in unserer heutigen offenen Gesellschaft gebe es doch gar keine Normen für das Privatleben und dementsprechend auch keine Normabweichung und keinen Konformitätsdruck mehr. Jeder Mensch könne sein favorisiertes Beziehungsmodell frei wählen, und wenn die meisten sich für Monogamie entschieden, dann beweise dies eben, dass die Monogamie für die meisten das beste Beziehungsmodell sei. Das ist ein fundamentaler Irrtum. Es gibt sehr wohl eine Norm; wer wissen will, worin sie besteht, muss nur den Fernseher einschalten, eine beliebige Illustrierte kaufen oder in der Buchhandlung das Regal mit der Aufschrift »Partnerschaft/Sexualität« durchmustern. Wir werden ununterbrochen von allen Seiten, privat und medial, politisch und pädagogisch, künstlerisch und wissenschaftlich, bombardiert mit Darstellungen eines ganz bestimmten Beziehungsmodells, mit hilfreichen Tipps und mit Ermahnungen, was zu tun sei, um in der Liebe alles »richtig« zu machen. Die Norm ist allgegenwärtig, und sie äußert sich eben auch darin, dass die meisten Menschen unwillkürlich mit zweierlei Maß messen, weil sie die Norm für »selbstverständlich« halten und jede Abweichung von ihr für nicht nur erklärungs-, sondern auch rechtfertigungsbedürftig.

Es ist wichtig, den unfairen Rechtfertigungsdruck zu kritisieren, der auf diejenigen lastet, die von der Norm abweichen. Dabei argumentieren aber manche, als solle man auf vernünftige Begründungen am besten ganz verzichten. Dem scheint die Annahme zugrunde zu liegen, man müsse nur einmal in sich gehen, um das einen selig machende, »authentische« Beziehungsmodell zu erkennen, während rationale Überlegungen ein irgendwie aufgesetzter, unauthentischer Zusatz seien oder gar dazu dienten, Gefühle gewaltsam äußeren Zwecken zu unterwerfen. Ideal wäre es demnach, wenn alle mit ihrem Beziehungsleben so unbehelligt und unreflektiert umgingen, wie dies heute nur den MonogamistInnen vergönnt ist. – Es ist natürlich richtig, dass niemand sich vor anderen als den unmittelbar Beteiligten für sein Beziehungsmodell rechtfertigen müssen sollte. Aber die Freiheit, ein Beziehungsmodell zu wählen, erfordert es, vor *sich selbst* Rechenschaft über diese Wahl abzulegen. Der Fehler liegt insofern nicht darin, dass den »Abweichlern« bohrende Fragen gestellt werden, sondern darin, dass alle anderen sich diese Fragen nicht selbst stellen.

Jede, auch die MonogamistIn, sollte sich klar machen, dass sie eine Entscheidung trifft und dass es Alternativen gibt. Im Privatleben wie in

anderen Bereichen sind viele Menschen einfach deshalb lieber »normal«, weil sie auf diese Weise der Frage ausweichen können, was sie eigentlich selbst für richtig und falsch halten. Manchmal ist das pragmatisch und auch gerechtfertigt, aber in einem so wichtigen Bereich wie unserem Beziehungsleben ist es eine Frage des Respekts vor uns selbst und unseren Partnerinnen und Partnern, nicht einfach unreflektiert mit dem Strom zu schwimmen. Diese Entscheidungen sind zu persönlich und zu wichtig, um sich vor ihnen zu drücken, indem man sie den Konventionen oder der Kulturindustrie überlässt.

Man muss erst einmal erkennen, *dass* man überhaupt Entscheidungen trifft. Das ist keineswegs so einfach, wie es sich anhört, denn wichtige Entscheidungen verbergen sich oft hinter vermeintlichen Selbstverständlichkeiten. Man muss herausfinden, welche Alternativen einem eigentlich offenstehen – das aber erfordert eine gewisse Kreativität und die Fähigkeit zu kritischem Denken. Schließlich muss man auch darüber nachdenken, auf welcher Grundlage man eigentlich seine Entscheidung trifft, und das ist vielleicht am allerschwersten. Denn wenn eine der Optionen bereits so fest als Norm etabliert ist, dass Alternativen beinahe undenkbar erscheinen,

dann prägt dies natürlich viele unserer Neigungen, Wünsche und Vorurteile.

Leseprobe aus:

Oliver Schott: Lob der offenen Beziehung.

Über Liebe, Sex, Vernunft und Glück. Sexual Politics 1.

Bertz + Fischer Verlag.

<http://www.bertz-fischer.de/lobderoffenenbeziehung.html>